

Perspektiven kirchenmusikalischer Erwachsenenbildung? – „Klingt gut!“

Zwischen Weihnachtsoratorium und Jazzklängen, Kindersingkreis, Gospel- und Posaunenchor, Kirchenraves und Harfe: Das Spektrum der Musik in evangelischen Kirchen ist breit und bildet einen festen Bestandteil kirchlicher Arbeit. Nach Angaben des Deutschen Musikrats singen und musizieren gegenwärtig knapp fünf Millionen Menschen in Chören und Instrumentalgruppen, und etwa 900.000 davon finden sich dazu in kirchlichen Gruppen zusammen. Grund genug, die kirchenmusikalische Praxis einmal genauer anzuschauen und nachzufragen, welche Bildungsprozesse hier initiiert und gefördert werden.

I. Kirchenmusik in ihrer Vielfalt begreifen

Traditionell wurde Kirchenmusik vor allem mit gottesdienstlicher Musik gleichgesetzt. Längst aber ist aus der kirchenmusikalischen Praxis ein ausdifferenziertes, weitgefächertes Arbeitsfeld geworden. Aktuelle praktisch-theologische Ansätze sprechen sich daher für einen weiten Kirchenmusikbegriff aus – in zweifacher Hinsicht: Zum einen wird Kirchenmusik als Querschnittsthema betrachtet, das sich nicht auf den Gottesdienst beschränken lässt.¹ In der kirchlichen Kulturarbeit, im schulischen Religionsunterricht, bei gemeindepädagogischen Angeboten oder Seelsorge – in nahezu jedem Bereich kirchlicher Praxis kann Musik eine Rolle spielen. Zum anderen ist Musik nicht nur als musikalischer Text zu verstehen, sondern vor allem als Musizieren. Damit richtet sich eine zeitgenössische Kirchenmusiktheorie gegen ein klassisches Musikverständnis, das vor allem die Musikstücke und deren Analyse fokussiert. Sie nimmt damit Bezug auf die sogenannte *New Musicology*, die Musik als Praxis versteht, die es nur im Zusammenspiel mit konkreten sozialen und kulturellen Umständen gibt.

In diesem Sinne gehen auch die folgenden Überlegungen von Musik als einer *sozialen Aktivität* aus und beziehen sich in erster Linie auf das gemeinsame Singen und Musizieren im kirchlichen Raum. Allerdings lassen sich viele Thesen in ähnlicher Weise auch für das bloße Hören von Musik geltend machen.

Die empirische Kirchenmusikforschung steckt noch in den Anfängen, es gibt aber verheißungsvolle Pionierprojekte: Die empirische Studie, auf die sich hier schwerpunktmäßig bezogen wird, ist die Posaunenchorbefragung 2012, an der sich knapp 6.000

Mitglieder norddeutscher Posaunenchöre beteiligt haben.² Als eines der klassischen kirchenmusikalischen Formate in den evangelischen Kirchen sind die Posaunenchöre nicht nur deshalb ein interessantes Phänomen, weil sie auf eine an die 170 Jahre währende Geschichte in Kontinuität und Wandel zurückblicken. Unter dem Bildungsaspekt kommt hinzu, dass sich diese laienmusikalische Bewegung durch eine gewisse Heterogenität in ihrer Mitgliedschaft auszeichnet – und dass es hier, noch stärker als im Bereich der Vokalchöre, seit 1945 zu deutlichen Professionalisierungsschüben gekommen ist, etwa durch studierte Musiker als Landesposaunenwarte.

II. Gemeinsames Musizieren als Bildungsgeschehen

Ob Posaunenchor oder Kantorei, ob Kantatenprojekt oder Blockflötenensemble – gemeinsames Musizieren ist in vielerlei Hinsicht als Bildungsgeschehen zu begreifen:

a) Kulturell und kognitiv

Am offensichtlichsten liegt auf der Hand, dass kirchenmusikalische Praxis kulturell bildet. Erlernt werden vor allem kulturelle Techniken wie das Notenlesen, das Instrumentenspiel und die dafür erforderlichen kognitiven Fähigkeiten. Kulturelle Bildung im Posaunenchor hängt darüber hinaus mit dem musikalischen Repertoire zusammen, das in verschiedene musikalische Stile, Genres und Kompositionsformen quer durch die Jahrhunderte einführt. Dabei begegnet kulturelle Bildung nicht als reines Tatsachenwissen, sondern in Anwendung, d. h. praktisch und ästhetisch vermittelt. Gemeinsames Musizieren bietet damit eine Möglichkeit zur kulturellen Partizipation par excellence, und das bleibt nicht ohne Folgen. Das zeigt etwa die Tatsache, dass klassische Musik bei Mitgliedern von Posaunenchören überaus beliebt ist – und zwar durch alle Altersgruppen und in bunten Mischungsverhältnissen mit Pop & Rock, Jazz, Schlagern und, vor allem bei Jugendlichen, auch Hip-Hop oder Techno. Offenbar bildet die soziale Posaunenchorpraxis eine Art Brücke in die

Dr. Julia Koll



Studienleiterin Ev.
Akademie Loccum
E-Mail: jkoll@web.de

¹ Vgl. hierzu vor allem Fermor, G./Schroeter-Wittke, H. (Hrsg.) (2005): Kirchenmusik als religiöse Praxis. Praktisch-theologisches Handbuch zur Kirchenmusik. Leipzig.

² Vgl. Koll, J. (Hrsg.) (2013): Gemeinsam. Musik. Machen. Ergebnisse der Posaunenchorbefragung 2012. Uelzen (Download möglich unter: www.michaeliskloster.de/posaunenwerk/service/download.html). Die auf dieser Untersuchung aufbauende Habilitationsschrift „Posaunenchor. Religion als soziomusikalische Praxis“, aus der einige der folgenden Überlegungen entnommen sind, wird 2015 erscheinen.



Gemeinsam Musizieren – egal wo

Welt der Musik – und nicht nur das: Wie die Görlitzer Kulturwissenschaftlerin Ruth-Maria Schäfer am Beispiel Görlitzer Posaunenchöre gezeigt hat, steigt auch das Interesse an anderen Kulturveranstaltungen und oft auch der „Kulturkonsum“ insgesamt.

Gemeinsames Musizieren stellt eine kulturvermittelnde Praxis im umfassendsten Sinne dar und fördert nachweislich die kulturelle Wachheit und Aktivität.

b) Emotional und körperlich

Ein weiterer Aspekt kirchenmusikalischer Bildung ist mit dem schönen Wort der Herzensbildung am trefflichsten ausgedrückt: Musik verbindet kognitive mit emotionalen Momenten. Im Singen, Musizieren, aber auch im Hören von Musik kommen Gefühle zum Ausdruck, werden Stimmungen und Atmosphären angeregt, gestaltet, verfeinert. Dass Musik guttut an Leib und Seele, ist auch die Grundlage aller musiktherapeutischen Arbeit. In kirchenmusikalischen Gruppen wird diese besondere Medizin in feinen Dosen verabreicht, quasi en passant, und doch deutlich spürbar.

Musikalische Praxis ermöglicht eine Selbsterfahrung eigener Art – oft im Kontrast zum alltäglichen Leben. Abstand vom Alltag bekommen, sich entspannen – für viele Hobbymusiker(innen) sind das wichtige Gründe, um an der wöchentlichen Chorprobe teilzunehmen.

Kein Wunder – denn der Einsatz von Atem und Stimme kann in intensive Körpererfahrungen münden, die Entspannung mit sich bringen und manchmal sogar Glücksgefühle auslösen. So wirkt sich Musizieren nicht nur positiv auf das seelische Gleich-

gewicht aus, sondern dient auch viel umfassender der psychosomatischen Bildung.

c) Sozial und communal

Damit aber nicht genug: Überall wo Menschen miteinander musikalisch aktiv werden, kommt es auch zu sozialem Lernen – ein Effekt, den sich seit einigen Jahren die Bläser- und Streicherklassen in Gymnasien zunutze machen. Egal ob es sich um eine Motette, eine Bläserintrade oder eine Jazzimprovisation handelt: Zu einem wohltuenden Gesamtklang gelangt man nur, wenn alle aufeinander hören und sich aufeinander einstimmen. Es gilt, den richtigen Ton zu treffen. So lässt sich beim Singen und Musizieren einiges lernen und einüben, was zu einem erquicklichen Miteinander gehört – ja, was es überhaupt bedeutet, Teil einer Gemeinschaft zu sein. Im gemeinsamen musikalischen Tun entsteht ein Gefühl von Zusammenghörigkeit, das durch den synchronisierenden Effekt eines gemeinsamen Rhythmus und die Klangerzeugung, in denen aus den vielen Stimmen ein neues, im besten Fall akustisch überzeugendes Ganzes wird. Es ist dies ein Potenzial musikalischer Praxis, das auf der Hand liegt: gemeinsame Bildung und die Bildung von Gemeinschaft. Und auch jenseits des musikalischen Zusammenwirkens bieten kirchenmusikalische Angebote gute Gelegenheiten, um neue Leute kennenzulernen, Freundschaften zu schließen, Geselligkeit zu erleben. Ihre Bedeutung für den Aufbau und die Pflege sozialer Netzwerke ist besonders auf dem Land kaum zu überschätzen.

Vor allem gemeinsamen musikalischen Aktivitäten kann es gelingen, die üblichen sozialen Eingrenzungen (bezüglich Altersgruppe, Geschlecht, Bildungsniveau, Milieu) zu verlassen, eine Eigendynamik zu entfalten und dadurch Menschen zu verbinden, die andernfalls kaum miteinander in Kontakt kommen.

Auf dieses Potenzial vertraute auch die Bewegung der Community Music. Unter dieser Bezeichnung firmierten in Großbritannien und Irland seit den 1950er-Jahren Initiativen, denen es gelang, die weitverbreitete Tradition des Laienmusizierens durch staatliche Programme wiederzubeleben und zu fördern. Auch in den USA wurden seit den 1920er-Jahren solche Angebote zum gemeinsamen Musizieren

geschaffen, um den kommunalen Zusammenhalt zu stärken und gerade in sozistrukturell schwächeren Kontexten das Gefühl sozialer und kultureller Partizipation zu schaffen. Das Anliegen der *Gemeinwesenorientierung* ist eines, das auch für die kirchenmusikalische Praxis mehr an Bedeutung gewinnen sollte – und zwar in beide Richtungen: sowohl was die Offenheit für eine breite Klientel angeht als auch betreffs der Ausstrahlung in kommunale Zusammenhänge hinein, z. B. in Form öffentlicher Auftritte jenseits kirchlicher Räume und Anlässe.

Die bisher genannten Perspektiven gelten für alle Chöre, Orchester, Ensembles und Musikvereine, die sich dem Laienmusizieren verschrieben haben, unabhängig von ihrer jeweiligen kulturellen Prägung. Für die kirchenmusikalische Praxis kommt zu den verschiedenen Bildungsaspekten noch die folgende Perspektive hinzu:

d) Religiös und kirchlich

Der religiösen Perspektive, die sich als Unterform der kulturellen Bildung beschreiben lässt, sind ebenfalls verschiedene Aspekte zuzuordnen. Im kirchlichen Kontext geschieht das Singen und Musizieren nicht ausschließlich, aber doch mehrheitlich auf Grundlage von Kompositionen, die der christlichen Symbolik und Tradition verpflichtet sind. Die Mitwirkung in kirchenmusikalischen Gruppen vermittelt daher Kenntnisse im religiösen Wortschatz und in den Symbolbeständen christlicher Tradition. Wer jemals Bachs Matthäuspassion mitgesungen hat, wird sich mit der Karfreitagsgeschichte auskennen. Darüber hinaus wird die kirchliche, insbesondere die ortsgemeindliche Gemeinschaftsbildung gefördert. Das Engagement von musikalisch Aktiven wird in der Gemeinde sehr wohl als christlich-religiöse Praxis und als kirchliche Beteiligung wahrgenommen und bejaht. Etwa stellen die musikalische Mitgestaltung von Gottesdiensten oder das Musizieren für andere (z. B. bei Geburtstagsständchen oder im Krankenhaus) Möglichkeiten dar, die eigene Kirchenmitgliedschaft oder das eigene religiöse Zugehörigkeitsgefühl mit Leben zu füllen.

Außerdem sind alle erwähnten Aspekte – also die Bildung im kulturellen, kognitiven, emotionalen und sozialen Sinne – in einem transzendenten Horizont miteinander zu verbinden, und dies auch ohne Anklänge an eine bildungsbürgerliche Kunstreligion.

Gemeinsames Musizieren ist insgesamt als Praxis der Selbsttranszendenz zu beschreiben, d. h. als eine mit anderen gemeinsam ausgeübte Tätigkeit, die jeden Einzelnen über sich hinausführt.

Im Idealfall gestaltet sich die verfließende Zeit auf eine ästhetisch eindrückliche und berührende Weise. Dieser Praxis wohnt damit immer auch ein Moment der Öffnung, der Hingabe und der intensiven Zeitwahrnehmung inne. Solche Dimensionen des Musizierens können in einem kirchlichen Kontext besonders gut zur Geltung kommen, denn hier ist die religiöse Deutung von Selbsttranszendenz alltäglich.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es sowohl den Ich-Sinn als auch den Sinn für andere stärkt, miteinander zu singen und zu musizieren. Kirchenmusikalische Praxis eröffnet Möglichkeiten zur kulturellen und sozialen Teilhabe und fördert eine Form kollektiver Religion, die ästhetisch sensibel und sozial kompetent ist.

III. Kirchenmusikalische Bildungsarbeit – für wen?

a) Am besten für die Rushhour des Lebens

Es schließt sich allerdings die Frage an, wer sich für umfassende Musikbildungsangebote interessiert. Zu den größten Überraschungen der eingangs erwähnten Posaunenchorbefragung zählt die Tatsache, dass gerade die viel beschäftigten Menschen in der Lebensmitte am stärksten vertreten sind, denn etwa 40 % aller Mitglieder gehören der Gruppe der 40- bis 60-Jährigen an. In eine ähnliche Richtung weisen die Ergebnisse der Gospelstudie und des Bundesfreiwilligensurvey 2009: Auch hier sind die mittleren Jahrgänge diejenigen, die sich zahlenmäßig am ehesten engagieren. Erstaunlich ist dies auch deswegen, weil jene Altersgruppe sich von anderen kirchlichen Angeboten, wie dem Sonntagsgottesdienst, weit weniger ansprechen lässt. Offenbar gelingt es kirchenmusikalischen Angeboten, das Angenehme mit dem Nützlichen auf eine attraktive Weise zu verbinden. Jedenfalls entsprechen ihre vielfältigen Bildungsaspekte den gemischten Gründen, welche die Posaunenchorbläser(innen) für ihre Mitwirkung geltend machen. Meist verknüpfen sich bei den Teilnehmenden persönliche, soziale und funktionale Moti-

ve: Lust auf neue Kontakte, das Interesse an einer sinnvollen Freizeitbeschäftigung, bei der man etwas lernen kann, aber auch der Wunsch nach einem Gegenpol zu beruflicher und familiärer Anstrengung gehen hier Hand in Hand.

b) Hindernisse für die weitere Entwicklung

Was das Verhältnis von Kirchenmusik und Erwachsenenbildung angeht, müssen jedoch auch einige schwierige Punkte zur Sprache kommen. Zuallererst ist da die Tatsache, dass von einer sozialen Heterogenität im kirchlichen Musizieren nur sehr eingeschränkt die Rede sein kann. Es sind bevorzugt Menschen mit formal hohem Bildungsstand, die sich von kirchenmusikalischen Angeboten ansprechen lassen. Der Anteil derjenigen, die wenigstens über die Hochschulreife verfügen, liegt in norddeutschen Posaunenchören gegenwärtig bei nahezu 60 %, der Anteil der Mitglieder mit einem akademischen Abschluss immerhin noch bei 29 %. Vokalchöre – und zwar sowohl weltliche als auch kirchliche – zeichnen sich sogar durch eine noch höhere Bildungshomogenität aus: Eine Befragung von über 3000 Chorsänger(inne)n im Jahr 2008 ergab einen Anteil von 80 % Mitgliedern mit Hochschulreife – und etwa die Hälfte von ihnen besitzt auch einen Hochschulabschluss.

Das erste von drei Hindernissen für die zukünftige Entwicklung besteht mithin darin, dass hier deutliche *Exklusionsmechanismen* am Werke sind, die ebenso für andere kirchliche Angebote gelten.

Die kirchenmusikalische Praxis läuft Gefahr, Bildungsschranken nicht abzubauen, sondern eher weiter zu verfestigen. Nimmt man die Verantwortung der Kirchen als Bildungsinstitutionen ernst, so müsste jedoch als zentrale Aufgabe für die kirchenmusikalische Praxis der Zukunft festgehalten werden, Partizipation zu ermöglichen und zu erweitern.

Ein zweites Hindernis hängt damit zusammen. Es ist glücklicherweise noch nicht immer und überall zu merken, aber in der Tendenz hat die evangelische Kirche und haben auch ihre Musikangebote ein *Image- und Nachwuchsproblem*. Im Fall der Kirchenmusik gilt das sogar in besonderem Maße, denn sie befindet sich fortwährend in Konkurrenz zu anderen Musik-Ensembles und ähnlichen Freizeitbeschäftigungen. Die stilistische Enge, die – leider teilweise zu Recht – mit Kirchenmusik assoziiert wird,

trägt dazu bei, dass Kantorei und Posaunenchor im Vergleich mit nicht konfessionellen Angeboten oftmals das Nachsehen haben.

Zwar verzeichnen Vokalchöre laut EKD-Statistiken sogar personelle Zuwächse, und kirchenmusikalischen Gruppen geht es insgesamt besser als den meisten anderen kirchlichen Gruppen. Dennoch fällt es vielen extrem schwer, neue Mitglieder zu gewinnen und jüngere Mitwirkende zu begeistern – in Zeiten der Ganztagsschule und jugendlicher Rund-um-die-Uhr-Belastung. Wer aber als Kind oder Jugendliche(r) bereits positiven Kontakt mit Kirchenmusik hatte, lässt sich in der Regel auch als erwachsener Mensch wieder von derlei Angeboten ansprechen.

Am gravierendsten erscheint jedoch das dritte Hindernis: Finanzielle und damit in erster Linie *personelle Engpässe* drohen in den nächsten Jahren die vielerorts noch reichhaltige und blühende kirchenmusikalische Arbeit zum Erliegen zu bringen.

Dass Kirchenmusiker-Stellen in der Vergangenheit deutlich eher dem Sparzwang zum Opfer gefallen sind als Pfarrstellen, ist kein Geheimnis, auch nicht, dass die verbliebenen Stellen oftmals nur noch Teilzeitstellen sind. Dies ist aber ein Zustand, der in der heutigen Zeit der pädagogischen, künstlerischen und organisatorischen Komplexität eines Kantorats kaum gerecht wird und die Attraktivität des Berufsfeldes deutlich mindert.

Der konstatierte Nachwuchsmangel zeitigt hier sogar noch weitreichendere Folgen, denn die Studierendenzahl ist bundesweit stark zurückgegangen und in absehbarer Zeit wird nicht mal die heute jährlich benötigte Zahl an Absolvent(inn)en zur Verfügung stehen.

c) Perspektiven für die Zukunft

Wie lassen sich diese zum Teil strukturellen Hindernisse überwinden? Mit welchen konkreten Maßnahmen ist die musikalische Erwachsenenbildung in evangelischem Sinne zu stärken? – Schon ein flüchtiger Blick auf die Hindernisse zeigt, dass es sich um eng miteinander verzahnte Probleme handelt, die von weitreichenden gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen abhängen. Die größte Baustelle ist sicherlich die erfolgreiche Werbung neuer

Kirchenmusiker(innen). Es kann hier keine einfachen, schnellen Lösungen geben, dennoch möchte ich abschließend vier konkrete, zumindest programmatische Perspektiven ansprechen:

1. Die Nachwuchsarbeit ist zu intensivieren: Das kirchenmusikalische Praxisfeld leistet zurzeit eine abwechslungsreiche und anspruchsvolle Bildungsarbeit auf vielen Ebenen. Damit dies in Zukunft zumindest erhalten bleibt, muss man sich auf dem Freizeit- und Weiterbildungsmarkt besser platzieren und auch Menschen begeistern, die der Kirche nicht (mehr) eng verbunden sind. Dafür kann ich insbesondere die jungen Erwachsenen; der Erfolg schulischer Musikangebote zeigt jedenfalls, dass eine Verbindung kultureller, sozialer und persönlicher Bildung bei dieser Altersgruppe gut ankommt. Außerdem kann in vielen (Posaunen-)Chören das Spielen eines Instruments umsonst erlernt werden. Aber es sind auch ältere Anfänger(innen) besser in den Blick zu nehmen. In den untersuchten Posaunenchören z. B. hat immerhin ein Viertel aller Mitglieder erst mit über 30 Jahren begonnen, ein Blechblasinstrument zu erlernen. Für die vokalmusikalische Erwachsenenbildung liegt eine Herausforderung in der Integration älterer Stimmen und in der eingeschränkten Mobilität von interessierten Älteren.

2. Kooperationspartner suchen: In ihrer Eigenchaft als Bildungsarbeit im Erwachsenenalter gewinnt Kirchenmusik, wenn sie mehr mit anderen Bildungsträgern kooperiert: mit Erwachsenenbildungswerken, Familienbildungsstätten, Musikschulen, kirchlicher Schularbeit, Volkshochschulen, gemeinnützigen Vereinen u. a. In der Zusammenarbeit mit lokalen Schulen liegt einer der Schlüssel für eine milieuübergreifende Nachwuchsarbeit.³ Und im kommunalen Kultur- und Wirtschaftsleben ist gezielt und unvoreingenommen nach strategischen Partnerschaften zu suchen. Wo dies bereits geschickt geschieht, weitet sich von selbst auch die derzeitige bildungsbürgerliche Engführung von Kirchenmusik. Popkonzerte und Theateraufführungen in Kirchenräumen sind mittlerweile schon gang und gäbe – wie aber steht es umgekehrt mit dem „weltlichen Aktionsradius“ der kirchenmusikalischen Gruppen?

3. Mehrräumliche, zeitliche und stilistische Experimente wagen: Den gewohnten ortsgemeindlichen Wirkungskreis erweitert man nur, wenn man mehr Experimente mit anderen (kirchen-)



musikalischen Formaten zulässt. Hier geht es zum einen um stärkere übergemeindliche Arbeit – musikalisch ausgerichtete Citykirchen sammeln hier seit Jahren gute Erfahrungen –, zum anderen aber auch um zeitlich punktuellere Angebote. Zu den stilistischen Experimenten, deren die Kirchenmusik z. B. dringendst bedarf, gehört eine stärkere Integration des Jazz.⁴

4. Konfessionell unbefangener und politisch sensibler agieren: Die bisher genannten Punkte lassen sich in dem Wunsch nach mehr Öffnung der kirchenmusikalischen Erwachsenenbildung zusammenfassen. Will diese sich weiter entwickeln, so muss sie ihre angestammten Reviere verlassen und weit mehr „Outreach“ betreiben, als es offiziell für nötig befunden wird. Klassische Konzertmusik hat nicht nur im kirchlichen Bereich ein wachsendes Vermittlungsproblem, weswegen auch im kirchenmusikalischen Bereich das Interesse zunimmt, neue kirchenmusikalische Konzepte zu entwerfen und auszuprobieren. Im „Zentrum für Gottesdienst und Kirchenmusik“ im Michaeliskloster Hildesheim etwa ist soeben ein entsprechendes Modellprojekt gestartet („VISION Kirchenmusik“).⁵ Noch viel stärker als bisher könnten allerdings auch produktive Verbindungs-punkte zwischen Erwachsenenbildung und musikalischer Gemeinwesenarbeit geschaffen werden – von beiden Seiten aus. Wer spricht gegenwärtig schon von kirchenmusikalischen Potenzialen für die kirchliche Weiterbildungs-, Sozial- und Diakoniearbeit? Bekäme der Bildungsauftrag der Kirchen dadurch nicht einen ganz neuen Klang, einen lebendigeren und gerechteren?

Dort, wo dies geschieht, würde ich jedenfalls erfreut konstatieren: „Klingt gut!“

³ Vgl. etwa die preisgekrönte Arbeit des Kinder- und Jugendchores Quilisma (www.quilisma.net).

⁴ Vgl. die bundesweite Initiative von Uwe Steinmetz und Daniel Stickan (www.jazzserrecht.de).

⁵ Vgl. www.vision-kirchenmusik.de und www.musikaus-neuland.de